

MARCO FINETTI

## Die überforderten Türhüter – Auf der Suche nach der fehlenden Zeit<sup>1</sup>

Als die unumstrittenen Türhüter der Wissenschaft gelten Gutachter auch in den hiesigen Natur- und Biowissenschaften schon lange nicht mehr. Im Gegenteil: „Hau den Gutachter“ ist in den letzten Jahren auch dort zu einem beliebten Gesellschaftsspiel geworden, wo zuvor das Hohe Lied von den glanzvollen Peers besonders inbrünstig gesungen wurde. „Die Entwertung des Expertenurteils durch das Gutachtendilemma“ (Hans Mohr) heißt das dann vornehm. Im alltäglichen Sprachgebrauch geht es rauer zu. „Unzuverlässig“ seien sie und ihre Arbeiten, nur allzu oft auch „ungültig“ und überdies „unfair“, so schallt es den Gutachtern entgegen. Und spätestens wenn wieder einmal zu Tage tritt, dass ein Türhüter nur auf den eigenen Vorteil bedacht war, er Förderanträge blockiert oder Manuskripte abgelehnt hatte, um sie später umso weidlicher auszuschlachten, ist es Zeit für die Klage, dass das System der Gutachter aus der Scientific community nicht funktioniert und interne Qualitätskontrollen nicht geeignet seien, wissenschaftliche Qualität zu sichern.

Die landläufigen Vorwürfe gegen das Gutachtersystem lassen sich kaum belegen. Natürlich, Peer-review-Missbrauch bleibt Peer-review-Missbrauch und spricht für sich. Die Einwände wegen zu geringer Reliabilität und Validität jedoch halten der Überprüfung zumeist nicht stand, wenn sich denn jemand (wie etwa Hans-Dieter Daniel) die Mühe macht, den Dingen einmal empirisch auf den Grund zu gehen. Also alles nur böses Gerede, Neid und Missgunst? Nicht ganz.

Diese eine Begründung mag zwar falsch sein – der Befund aber stimmt dennoch: Um die Qualität im Gutachterbetrieb ist es auch in den hiesigen Natur- und Biowissenschaften schlecht bestellt. Und um die Qualitätskontrolle und -sicherung durch selbigen Betrieb schon gar. Wenn es dazu noch eines Beweises bedurfte, so haben ihn die spektakulären Manipulationen und Fälschungsskandale in der Chemie und vor allem in der Biomedizin in den letzten Jahren zur Genüge erbracht, in denen sämtliche Kontrollmechanismen des Wissenschaftsbetriebs scheinbar spielend leicht außer Kraft gesetzt werden konnten. Wie, so wurde nach dem Fall Herrmann/Brach entgeistert gefragt, konnte es nur dazu kommen, dass selbst die Gutachter der renommiertesten Journale und angesehensten Förderorganisationen den Schwindel nicht bemerkten, dass manipulierte Daten und Abbildungen an prominentester Stelle publiziert und von Forscherkollegen „geklaut“ Förderanträge mit Millionengeldern belohnt wurden?

Eine Antwort zumindest war klar und einfach, auch wenn sie vielen nicht gefiel: Weil die Kontrolleure des Systems hoffnungslos überfordert waren. Fachlich überfordert angesichts einer galoppierenden Wissensentwicklung, in der auch der beste Forscher schnell zum Analphabeten

wird, sobald die aller engsten Grenzen seiner Spezialisierung überschritten sind. Vor allem aber: arbeitsorganisatorisch und zeitlich überfordert angesichts einer schier unaufhaltsam ansteigenden Flut an Begutachtungen und einer immer stärkeren Belastung durch die eigene wissenschaftliche Arbeit. Überlastung und Zeitnot haben die Gutachter im Fall Herrmann/Brach (und anderswo) versagen lassen. Und eben sie sind auch die größte Gefahr für die Qualität des Gutachterbetriebs und für die Qualitätskontrolle und -sicherung in den Natur- und Biowissenschaften allgemein. Weil sie alltäglich sind. Weil sie jeden bedrängen, weil gegen sie (noch) kein Kraut gewachsen scheint. Und weil alle die Überforderung kennen, doch nur die wenigsten über sie sprechen.

### Lokaltermin

Wir sind in Hamburg und sprechen mit der Biochemikerin Ulrike Beisiegel. Die Professorin am „Universitätskrankenhaus Eppendorf“ (UKE) ist eine der wenigen Wissenschaftlerinnen hier zu Lande, die offen auf das Problem der Überlastung und der fehlenden Zeit im Wissenschaftsbetrieb allgemein und im Gutachterbetrieb speziell hinweist. Als Mitglied der internationalen Expertenkommission „Selbstkontrolle in der Wissenschaft“ zum Beispiel, die die „Deutsche Forschungsgemeinschaft“ vor nunmehr bald drei Jahren einsetzte, um Lehren aus dem Fall Herrmann/Brach zu ziehen und Spielregeln für „gute“, weil ehrliche, verantwortungsvolle und nicht zuletzt auch von Gutachtern nachvollziehbare wissenschaftliche Praxis aufzustellen.

Ulrike Beisiegel weiß, wovon sie spricht. Seit fast 15 Jahren verbringt die heute 47-Jährige einen guten Teil ihrer Zeit als Gutachterin. *Atherosclerosis; Arteriosclerosis, Trombosis and Vascular Biology; Journal of Lipid Research; European Journal of Clinical Pharmacology* – schon die Liste der Fachjournale, für die sie als Associate Editor oder Editorial Board Member Manuskripte beurteilt, zum Druck annimmt oder ablehnt, ist lang. Dann die vielen Gutachten für die DFG: Einzelanträge, Reiseanträge, Tagungsanträge, Normalverfahren, Sonderforschungsbereiche, Schwerpunktprogramme, Heisenberg-Stipendien – Ulrike Beisiegel kennt die gesamte Klaviatur. Gerade erst wurde sie von den Biochemikern der Republik zusätzlich zur Fachgutachterin gewählt. „Was natürlich eine große Ehre ist, weil meine Kollegen damit zeigen, dass sie mich und meine Arbeit schätzen“, freut sie sich. Mehr Arbeit ist es trotzdem. Sodann das Bildungs- und Forschungsministerium in Bonn, für das sie mit anderen Wissenschaftlern die mit großen Erwartungen gestarteten biomedizinischen Leitprojekte begutachtet. Und der „Fond zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung“, die österreichische DFG, die ihren biochemischen Nachwuchs ebenso gerne von der Hamburger Professorin unter die Lupe nehmen lässt wie der „Belgium Research Council“. Manchmal ruft auch der Wissenschaftsrat aus Köln an. Dann heißt es „Blaue-Liste-Begutachten“, mit acht oder zehn Kollegen in Münster, Berlin oder sonst wo die Arbeit eines ganzen Instituts zu bewerten und anschließend eine Empfehlung über Förderung, Weiterförderung oder Nicht-mehr-Förderung zu geben, was

<sup>1</sup> Dieser Beitrag erschien erstmals in der Zs. „Gegenworte. Zeitschrift für den Disput über Wissen“, 5. Heft, Frühling 2000: Gütesiegel für die Wissenschaft? Zur Diskussion über Qualität, Evaluierung und Standards. Hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

vor allem im letzteren Fall viel böses Blut geben kann. Und zu guter Letzt der eigene Forschernachwuchs mit seinen Diplomarbeiten, Dissertationen und Habilitationen. „Die werden gerne vergessen“, sagt Ulrike Beisiegel, „dabei machen gerade sie Arbeit.“

Ein bis zwei Gutachten pro Woche kommen so von irgendeiner Seite auf die Biochemikerin zu, manchmal mehr. Macht rund zehn im Monat, mal etwas weniger, mal etwas mehr. Und an die 100 im Jahr. Natürlich übernimmt sie mehr Gutachten als viele ihrer Kollegen. Weil sie eine Frau ist und Frauen gerade in den Bio- und Naturwissenschaften derzeit als Gutachter besonders gefragt sind (was paradoxerweise nicht dazu führt, dass immer mehr Gutachterinnen berufen werden, sondern dass die einmal Berufenen immer mehr leisten müssen). Vor allem aber, weil sie eine Gutachterin „aus Überzeugung“ ist. Für die „es einfach dazu gehört“ (gerade auch als Hochschullehrerin), sich auf diese Weise in den Dienst des Wissenschaftssystems zu stellen, das nur so funktionieren kann. Für die aber auch „nicht wirklich gut ist, wer es nicht irgendwann einmal zum Gutachter bringt“. Und die trotz allem aus ihrer Arbeit auch „sehr viel Gewinn zieht und lernt“ (natürlich nicht, „weil sie anderen etwas klauen könne“, wie sie schnell hinzufügt, sondern weil sie so kritischer werde gegenüber Formulierungen und Methoden, auch den eigenen). Was freilich manchmal nur sehr begrenzt tröstet, wenn es über dem Manuskript eines Kollegen wieder einmal tiefe Nacht geworden oder auch dieses Wochenende mit der Zwischenbegutachtung eines Sonderforschungsbereichs verplant ist.

Zwei volle Arbeitstage braucht sie mitunter für solche und andere große Begutachtungen, manchmal sogar noch länger. Für jenen Sammelantrag an das Forschungsministerium etwa, bei dem eines Tages 15 dicke Aktenordner in ihrem Büro im Pavillon 39 des Hamburger Universitätskrankenhauses standen (von denen in dem winzig kleinen Raum fast schon eine physische Bedrohung ausgegangen sein muss). 300 Seiten in jedem, wenn nicht mehr. Macht zusammen 4.500. Mindestens. 4.500 Seiten Papier, von denen sie gottlob nicht alle lesen musste. „Nur vier Ordner“ fielen damals in ihr Arbeitsgebiet, für den Rest reichte der berühmte „kursorische Blick“. Hauptsache, sie wusste später, wovon ihre Kollegen in der Gutachtergruppe sprachen. Andere Begutachtungen, wie etwa die Einzelanträge der DFG, schafft sie inzwischen in vier Stunden. Doch selbst die wollen irgendwo untergebracht werden zwischen Klinik, Labor, Vorlesung, Selbstverwaltung und eigener Forschungsarbeit, zwischen all den Dingen des wissenschaftlichen Alltags also, die Ulrike Beisiegel auch während unseres Gesprächs auf Trab halten. Nach einer halben Stunde muss sie „eben mal schnell rüber in die Klinik“, wo ein „wichtiger Patient“ versorgt sein will. Während der Reporter wartet, rufen kurz nacheinander vier Studenten und ein Rundfunksender an. Nachfragen zum gestrigen Physikum und zum bevorstehenden Biochemie-Praktikum, ein Interviewwunsch. Thema: „Gibt es einen Zusammenhang zwischen hohen Cholesterinwerten und Haarausfall bei Frauen?“ (Das Interview sagt sie später ab.) Und auch als wir schließlich fortfahren, unterbricht uns mehrfach das Telefon. Die meisten Anrufer wimmelt Ulrike Beisiegel ab, für den eigenen Sonderforschungsbereich aber muss sie sich Zeit nehmen. Das nächste Treffen steht vor der Tür. Sind die Einladungsschreiben schon

korrigiert. Wer kommt und wer nicht? Brauchen die Kollegen eine Wegbeschreibung? All das will sofort geklärt werden. „Der Tag“, sagt Ulrike Beisiegel, „hat eben leider nur 24 Stunden.“ Und mit der Post ist bereits wieder der nächste Aufsatz zur Begutachtung gekommen.

### Fluchtversuche

Wie gehen die Gutachter in den Natur- und Biowissenschaften mit dem Problem der Überlastung und der fehlenden Zeit um, das zwar längst nicht alle als Gefahr für die Qualität ihrer gutachterlichen Arbeit empfinden, sehr wohl aber als große, ja ungeheure Belastung ihres wissenschaftlichen Alltags? Viele suchen Zuflucht in der Routine und in immer neuen und ausgefeilteren Standardisierungen. Die etwa in der Chemie oder Biologie weit verbreiteten Fragebögen oder Leitfäden der Fachjournale zur Bewertung von Forschungsaufsätzen oder die hier (noch) stärker als anderswo schematisierten Anträge auf Fördermittel sind ihnen ein willkommenes Rettungsanker, aber auch und vor allem die eigenen Arbeits-, Antrags-, Publikations-, Schreib- und Lesegeohnheiten. Den ganzen Förderantrag erst einmal überfliegen, dann der Blick auf den Abstract, nach vorne gerückt zu den Methoden und wieder zurück zum Arbeitsplan. Oder genau umgekehrt. Das Literaturverzeichnis gleich zu Beginn kritisch gewürdigt oder erst zum Schluss. Die eigene Arbeit oder die eigene Personal- und Geräteausstattung immer im Hinterkopf oder tunlichst gar nicht? Kein Gutachter ohne eigene Methode. Und keine Methode, die sich nicht noch weiter vervollkommen und vor allem noch ein wenig schneller abarbeiten ließe. Gerade Naturwissenschaftler werden oft von einer wahren Effektivierungswut befallen.

Derlei Zufluchten sind indes trügerisch, weil sie in der eigenen Eingefahrenheit das Eingefahrene belohnen und das Originelle bestrafen. Wer genau zu wissen meint, wie die Schlüsselworte in einem Förderantrag zu lauten und wo sie zu stehen haben, läuft alsbald Gefahr, nur noch abzuhaken. Und schnell ist der Daumen gesenkt, wenn sich das vermeintlich Entscheidende nicht in der vermeintlich richtigen Diktion an der vermeintlich richtigen Stelle findet. Nur die wenigsten geben sich in solchen Fällen die Mühe, den ganzen Antrag noch einmal und gleichsam gegen den Strich zu lesen, das Erwartete an unerwarteten Stellen zu suchen und auch das Unerwartete angemessen zu würdigen. All diese Schattenseiten der Routine sind vielen Gutachtern durchaus bewusst. Oft und gerne verdrängt werden sie trotzdem. Was wiegt schon eine übersehene, weil gut (oder besser: schlecht) versteckte Sternstunde des Antragstellers gegen eine gewonnene Stunde für den Gutachter?

### Die große Flut

Von einem bestimmten Punkt an fruchtet freilich auch die größte Effektivierungswut nicht mehr, sind auch die letzten Einsparpotenziale in Sachen Zeit erschöpft. Dieser Punkt ist offensichtlich erreicht. Seit auch im deutschen Forschungsbetrieb allgemein und in den Bio- und Naturwissenschaften speziell der Wettlauf um Fördergelder immer irrwitzigere Formen annimmt, seit sich etwa in der Biomedizin (um mit Wolfgang Frühwald zu sprechen) die Arbeitsgruppen in Wladiwostok, San Diego und München nur noch in einem Abstand von maximal drei Wochen auf den Fersen sind und noch immer näher

kommen, seit das lange als amerikanischer Auswuchs belächelte oder gegeißelte Diktum des „publish or perish“ auch hier zu Lande gilt und an vorderster Stelle über Berufungen und Mittelverteilungen mitentscheidet, steigt die Zahl der zu begutachtenden Forschungsaufsätze und Förderanträge unaufhaltsam an. Nicht die Zahl der Gutachter. Vier Millionen biomedizinischer Fachartikel pro Jahr; mehr als 60.000 Fachzeitschriften in den Natur- und Biowissenschaften; über 5.000 Förderprojekte in den Bereichen Biologie, Medizin und Naturwissenschaften alleine bei der DFG, die aus einer vielfach höheren Zahl an Förderanträgen herausdestilliert werden. Und kein Ende in Sicht. Wer sich gerade noch darüber freute, dass er den Einzelantrag nach jahrelanger Übung nun in dreieinhalb statt in vier Stunden vom Schreibtisch hat, muss dafür nun einen pro Monat mehr begutachten. Das Zeitkontingent für den einzelnen Antrag, das einzelne Manuskript jedenfalls wird immer knapper. Was, nebenbei gesagt, nicht nur für die Gutachter gilt, sondern auch für die übrigen Akteure im Begutachtungsbetrieb. Für den Herausgeber des Fachjournals zum Beispiel, der als wichtigste und häufig auch einzige Vorinstanz in höchstens einer Viertelstunde entscheiden muss, ob ein eingereichtes Manuskript überhaupt zur Begutachtung an die Peers weitergeleitet wird oder besser gleich zurück an den Autor geht. Oder für die Referentin in der Geschäftsstelle der Förderorganisation, die in gerade einmal zehn Minuten die beiden Gutachter bestimmen muss, die den 50-seitigen Förderantrag demnächst unter die Lupe nehmen dürfen. Überlastung und fehlende Zeit – sie treffen jeden.

Die Folgen sind klar wie der Tag, werden jedoch immer noch gerne verschleiert: Vieles kann so die Kontrollinstanzen des Betriebs ungehindert passieren, was bei ein wenig mehr an Zeit, Sorgfalt und, hier ist der Begriff an der richtigen Stelle, Muße nicht durchgegangen wäre. Nur so, sagt die Virologin Karin Mölling, lässt sich am Ende auch der Fall Herrmann/Brach erklären, nur so konnte auch den Gutachtern der angesehensten Journale entgehen, dass beispielsweise ein und dieselbe Abbildung als Beleg für zwei vollkommen verschiedene Messreihen angegeben wurde.

Das größte Problem sind freilich nicht die Manipulationen, die jedem halbwegs geschickten und risikobereiten Wissenschaftsbetrüger einfach gemacht werden. Das größte Problem sind die schludrigen, schlampigen, mittelmäßigen oder einfach nur schlechten Förderanträge und Forschungsergebnisse, die auf diese Weise ihre Weihen erhalten. Der schleichende Qualitätsverfall, dem Tür und Tor geöffnet wird. Die Tabellen voller Lücken und Fehler; die Resultate, die sich von einer Seite zur nächsten widersprechen; die lächerlich kleinen Datensätze, kaum das Papier wert, auf dem sie zusammengeschrieben sind; die inhaltsleeren Sätze, in denen sich allenfalls jene Schlagwörter finden, die gerade en vogue sind, und ansonsten nur Orthographie- und Syntaxfehler. Dass dahinter nicht immer schlichte Inkompetenz steht, auch nicht nur das Verlangen, die eigenen Daten in jedem Fall vor der Konkurrenz auf den Markt zu werfen, wissen auch die Gutachter. Die drei aufeinanderfolgenden Nachtdienste, nach denen der Doktorand mal eben schnell seinen nächsten Förderantrag stellen muss, kennen sie schließlich oft genug aus eigener Erfahrung. Oder die Leiden der Feierabend-Forschung, die auch gute Forscher schlechte Anträge

schreiben lässt (weshalb es viele Gutachter denn auch als besonders schwer, ja geradezu schmerzlich empfinden, gerade diese Anträge abzulehnen). Schlechte Anträge und schlechte Paper bleiben es trotzdem. „Vieles ist einfach nur Schrott“, sagt Ulrike Beisiegel, die Hamburger Biochemikerin. Schrott, den auch sie freilich oft erst dann bemerkt, wenn sie sich einen Luxus gönnt, den sie sich immer seltener leisten kann: den zweiten Durchgang. Wenn sie den Antrag oder das Manuskript nach der ersten Lektüre wieder weglegt und erst am nächsten Tag oder übernächsten genauer unter die Lupe nimmt. Mit den ersten Eindrücken, die sich dann oft bereits zu einem Bild oder zumindest zu Fragen zusammengesetzt haben. Und mit mehr Zeit. Die allerdings – nun ja, wir sagten es bereits.

### Was also tun?

Runter von der großen Zahl! –h eißt die Antwort. Radikal zu kürzen bei Anzahl und Umfang der Gutachten und der zu begutachtenden Arbeiten ist die vermutlich einzige Chance, den überforderten Türhütern der Wissenschaft ihre gestohlene Zeit zurückzugeben – und der Qualitätskontrolle in den Natur- und Biowissenschaften ihren Namen und Anspruch. Radikal zu kürzen bereits im Vorfeld. „Es dürfen überhaupt erst einmal viel weniger Anträge und Manuskripte auf unsere Schreibtische kommen“, meint Ulrike Beisiegel. „Und die, die schließlich dort landen, müssen wieder deutlich ärmer an Umfang und reicher an Inhalten werden.“ Wozu es vieles braucht: Eine neue Definition der kleinsten publizierbaren Einheit etwa. Oder klarere, sprich: strengere Richtlinien der Fördergesellschaften und Fachjournale. Oder eine gehörig größere Portion Selbstkritik bei Autoren und Antragstellern. Vor allem aber eine neue und andere Verständigung über die Bewertungskriterien wissenschaftlicher Arbeit und Qualität. Solange Berufungen und Mittelvergaben von hohen Veröffentlichungsraten abhängen, solange aber auch etwa jeder Chemiker promovieren und jeder Kreiskrankenhaus-Chefarzt Professor sein muss – so lange werden die Papierstapel auf den Schreibtischen der Gutachter weiter anwachsen. Fünf statt 500 muss stattdessen die Devise lauten, die fünf besten (und zwar: aus eigener Sicht besten) Publikationen müssen reichen als Ausweis der eigenen Qualität und als Anlage beim nächsten Förderantrag – „Harvard scheme“ statt Impact factor! Dass es bis dahin noch ein langer und schwieriger Weg ist, wer wüsste es nicht! „Aber“, sagt Ulrike Beisiegel, „wir haben keine andere Wahl. Wir müssen ihn gehen.“

### Literatur

- Daniel, H.-D. (1993). *Guardians of science, Fairness and Reliability of Peer-Review*. Weinheim: VCH.
- Finetti, M. & Himmelrath, A. (1999). *Der Sündenfall – Betrug und Fälschung in der deutschen Wissenschaft*. Stuttgart: Raabe.
- Mohr, H. (1993). Die Entwertung des Expertenurteils durch das Gutachtendilemma. In H. Ruh & H. Seiler (Hrsg.), *Gesellschaft – Ethik – Risiko*. Basel: Birkhäuser.
- Neidhardt, F. (1988). *Selbststeuerung in der Forschungsförderung. Das Gutachterwesen der DFG*. Opladen: Westdeut. Verlag.

Marco Finetti  
Süddeutsche Zeitung, NRW-Redaktion  
Graf-Adolf-Platz 6  
40213 Düsseldorf  
eMail: marco.finetti@suedduetsche.de